

bringen. Letzteres erwies sich komischerweise als schwieriges Unterfangen, denn Google spuckte verdächtig wenig aus. Da waren ein paar Hochglanzbilder, die die Kurverwaltung ins Netz gestellt hatte – Dünen, Strand und Gischt, Gänsekolonien auf Salzwiesen, dazu die Abfahrtszeiten der Fähre (in der Nebensaison fuhr maximal eine pro Tag, wenn überhaupt). Es gab Werbung für ein Drachenfestival und die überteuerten Wellnessangebote eines Hotels, das mit »Digital Detox« warb. Laut Klimaaufzeichnungen war dort anscheinend ein bösertiges Sturmtief am Himmel festgezimmert, was in mir den Wunsch weckte, so viele Schals und Mützen zu bestellen, wie die Kreditkarte meiner Mutter zuließ. Unwetter machten mich nervös. Beim Gedanken an die Überfahrt wurde mir jetzt schon schlecht.

Maroog. Wie kam man auf so ein abgeschiedenes Fleckchen Erde? Wer außer vielleicht einer Handvoll erschöpfter Rentner, die auf den Tod warteten, könnte allen Ernstes dorthin verreisen wollen?

Am Ende warfen mich zwei Dinge aus der Bahn: Erstens sprach die Formulierung »Digital Detox« dafür, dass die Internetversorgung lausig war, und ohne Internet würde ich nirgends auf der Welt klarkommen, davon war ich überzeugt. Meine Handflächen wurden feucht, mein Mund zum Ausgleich staubtrocken, als ich mir vorstellte, wie es sich anfühlen würde, offline zu sein. Mein Herz raste.

Ich brauchte das Netz. Es hatte Linn zerstört und mich groß gemacht.

Zweitens, und auch dieses Problem hatte indirekt mit Linn zu tun: Maroog war autofrei. Alle Wege auf der Insel musste man zu Fuß oder mit dem Rad zurücklegen, auf längeren Strecken und für schwere Lasten wurden Kutschen eingesetzt. Kutschen! Diese altertümlichen Fuhrwerke, die von Pferden gezogen wurden. Pferde – ausgerechnet. Es dauerte eine Weile, bis mein Hirn die Tragweite dieser Informationen verarbeitet hatte, dann sprang ich auf, um mich nochmals mit meinen Eltern anzulegen.

Sie mussten mir eine Entschuldigung für diese dämliche Reise schreiben, sie mussten einfach. Denn ich hasste Pferde, und das wussten sie genau. Unter meinen zahlreichen Feinden in der Tierwelt nahmen Pferde eine Sonderstellung ein, denn im Gegensatz zu Menschen, die leicht zu manipulieren waren, waren mir diese Biester ein Rätsel. Alles an ihnen beunruhigte mich. Ihre schiere Größe. Ihre Hufe. Der irre Blick in ihren Augen, wenn sie aufgeregter waren.

In meiner Verzweiflung vergaß ich, dass ich meine Zimmertür aus Prinzip immer verschlossen halte, und rannte mit voller Wucht dagegen. Es muss ziemlich witzig ausgesehen haben, doch ich lachte natürlich nicht, ich stöhnte. Ich hatte mir die Stirn gestoßen.

Als ich die Tür endlich aufbekam, stand meine Mutter davor, ihre Miene besorgt wie

lange nicht: »Kleine, was ist denn los? Hast du dir wehgetan? Zeig mal her.«

Sie führte mich auf mein Bett und untersuchte die Beule vorsichtig. Sonst sprang sie wesentlich rabiater mit mir um.

Die ungewohnte Fürsorge tat gut und eine Weile ließ ich mich einfach nur bemuttern. Bis ich begriff, dass ich aus der Situation Profit schlagen konnte und musste.

»Mama, ich schwöre, ich fahre auf keinen Fall mit nach Maroog«, sagte ich.

»Natürlich wirst du fahren. Es ist eine schulische Veranstaltung. Der Unterricht geht dort weiter.«

»Ich lerne daheim. Du kannst meine Hausaufgaben kontrollieren, alles schon erledigt.«

»Vielleicht wird es netter, als du denkst.«

Ich stöhnte auf. »Niemals. Es wird die Hölle.«

»Warum denn bloß?«

»Es gibt keine Autos.«

Meine Mutter musste lachen. »Na und? Du hast doch sowieso noch keinen Führerschein.«

»Kapiert du nicht? Sie haben keine Autos, aber dafür Kutschen. Damit machen sie sogar Werbung. Die ganze verdammte Insel ist verseucht mit Pferden!«

»Pferde? Ach, wirklich.« Für den Bruchteil einer Sekunde sah es aus, als hätte ich meine Mutter überzeugt. Doch dann senkte sie den Blick und redete, ohne mir in die Augen zu sehen, mit dieser leisen, intensiven Stimme weiter, die ich an ihr am meisten hasste: »Weißt du, ich kann verstehen, dass dich das erschreckt, aber wer weiß? Vielleicht soll das so sein. Vielleicht hilft es dir sogar. Ich kann es nämlich nicht und dein Vater noch weniger. Ein neuer Ort. Eine neue Chance. Die Pferde werden dir nichts tun. Es sind keine Monster.«

In meiner Welt waren sie genau das.

»Ich befinde mich bereits an einem neuen Ort«, erinnerte ich meine Mutter. »Und ich brauche keine verdammte Hilfe. Ich will einfach in Ruhe mein Leben leben!« Ich betonte jedes einzelne Wort, doch ich wusste, dass die Entscheidung gefallen war. Maroog erwartete mich.

Ich war keine achtzehn, was sollte ich tun? Abhauen? Unter einer Brücke schlafen?

Meine Mutter wirkte unendlich müde, man sah es an ihren Augen und den runtergezogenen Mundwinkeln. Ihre Haare waren strähnig, die Haut fahl. Sie war diejenige, die eine Entgiftung brauchte – ein Tochter-Detox. Ihr trauriger Anblick machte mir bewusst, wie sehr die Vorstellung, die Verantwortung für mich wenigstens für eine Weile abzugeben, ihr behagte.

Das tat mir leid, aber es machte mich auch stinkwütend. Es war ihre Entscheidung gewesen, mich in die Welt zu setzen. Ihre und die meines Vaters, der meiner Lehrerin

sicherlich auch die Erlaubnis erteilt hätte, mich mit dieser Ansammlung von Opfern, die jetzt meine Klassenkameraden waren, ins All zu schießen, am besten gleich in ein anderes Sonnensystem.

Was konnte ich dafür, dass ich ihr Kind war? Dass ich überhaupt lebte? Hatte mich jemand gefragt? Meine Antwort hätte ihnen wahrscheinlich nicht gefallen, denn ich hätte Forderungen aufgestellt. Mir eine bessere Realität ausgehandelt.

Ich wartete, bis sie gegangen war, dann brachte ich Helena dazu, mir ein ziemlich heißes Foto von sich in Unterwäsche zu schicken. Helena aus meiner Klasse. Sie stand schon eine Weile auf meiner Abschussliste. Anfangs hatte ich sie gemocht, jetzt fand ich sie nur noch lästig.

Ständig hatte sie Liebeskummer und laberte mich damit zu. Natürlich schickte sie das besagte Bild nicht absichtlich mir, sie glaubte, mit diesem extrem gut aussehenden Schlagzeugspieler aus der Elften zu chatten, in den sie aktuell verschossen war.

Unfassbar bescheuert, oder? Merkte die noch was? Warum sollte so ein Typ sich mit ihr abgeben? Er spielte in mehreren Bands, hatte den Local-Hero-Wettbewerb als Drummer eingeheimst. Der konnte doch jede haben.

Es war wirklich dumm, seinen eigenen Marktwert nicht zu kennen. Noch dümmer war es, als kleiner Fisch in einem Haifischbecken die Schwarmdeckung zu verlassen. Nackt im Netz – dieses gehörte den Profis, die wussten, wie man damit reich wurde.

Obwohl wir ständig von unseren Eltern und irgendwelchen Klugscheißern vor den Gefahren des Internets gewarnt wurden, waren die meisten Leute in meinem Alter der Meinung, ihnen könnte das alles nicht passieren.

Logisch waren sie ständig online, aber sie waren außerstande, einen einfachen Code zu programmieren, und hatten keinen blassen Schimmer, wie die Dinge im Netz wirklich funktionierten. Sie zockten und chatteten bis zur totalen Verblödung – und das war es auch schon. Sie konnten nicht mal die Ortung ausschalten; sie mit Fake-Accounts hinters Licht zu führen, war in etwa dasselbe, wie Dick und Doof über eine Bananenschale stolpern zu lassen: banal, aber effektiv. Und wahnsinnig lustig.

Natürlich verbreitete ich die peinliche Aufnahme von Helena in ihrem roten Nuttenschlüpfer nicht selbst. Ich sorgte dafür, dass Charlotte es tat. Sie war wie die meisten Mädchen unglaublich leicht zu manipulieren. Meine Nachricht an sie lautete: »OMG, jemand sollte sie warnen. Das geht sonst viral.«

Dann löschte ich alle Spuren, inklusive der Nachricht an Charlie.

Helena war erledigt.

Wie Linn.

≈

In meinem Zimmer gab es unter der Dachschräge eine Abseite, sie verbarg sich hinter einer Piratenflagge. Zur Sicherheit hatte ich auch noch mein Bett davor platziert.

Ich schob es zur Seite und kroch auf allen vieren in das lang gezogene Versteck. Im Taschenlampenlicht meines Handys kramte ich Linns Buch hervor. Ein blau-bunt geblühtes Notizbuch, ihr größtes Heiligtum.

Sie hatte es immer unter ihrer Matratze versteckt, jetzt gehörte es mir.

Obwohl es gefährlich war, beschloss ich, die Aufzeichnungen mit auf die Insel zu nehmen.

Maroog.

Meine Panik, ein inneres Getöse, war verklungen, aber noch immer spürte ich Angst. Sie hielt sich jetzt im Hintergrund und ergriff auf eine leise Art von mir Besitz. Wie ein tropfender Wasserhahn, den man nicht abstellen konnte.

»Ich passe gut darauf auf«, sagte ich zu Linn. »Besser als du.«

Blamagen

Kim

Die Fähre war spät dran. Es lag am Wetter. Seit einer guten halben Stunde warteten wir am Anleger und starrten auf eine gigantische Nebelwand, die die Aussicht auf das Wasser und den Himmel verstellte, was ich für ein schlechtes Zeichen hielt.

Eigentlich glaubte ich nicht an Zeichen, aber dieses eine drängte sich geradezu auf. Ich liebte den ersten Blick aufs Meer, wenn man lange nicht dort gewesen war. Jetzt fühlte ich mich darum betrogen.

Mein Pessimismus hatte auch mit Helena zu tun, die ein so trauriges Bild abgab, dass es einem das Herz brach, jedenfalls wenn man eins hatte, was bekanntlich nicht bei jedem in der Klasse der Fall war.

Seit sie davon ausgehen musste, dass jeder, dem sie begegnete, wusste, wie sie in kreisend roter Spitzenunterwäsche aussah, versteckte sie sich in einem grauen Oversize-Hoodie vor dem Rest der Welt, die Kapuze, wann immer möglich, tief in die Stirn gezogen. Heute trug sie dazu trotz des Nebels noch eine Sonnenbrille und lungerte mit gesenktem Blick gefährlich nah an der Wasserkante herum, als wäre sie kurz davor, sich ins Hafenbecken zu stürzen.

»Oh Helene, Beene haste schöne. Titten haste keene«, hatten ein paar Fünftklässler in der Pausenhalle gesungen.

Helene war rausgerannt und in den nächsten Bus nach Hause gestiegen.

Ich schwöre, ich hatte die dämlichen Fotos von ihr nicht gesehen, nur gehört, wie andere darüber redeten –, aber damit stand ich wohl ziemlich allein da. Der Skandal hatte weite Kreise gezogen und sogar ein paar armeselige Reporter auf den Plan gerufen, was superpeinlich war. Fremdschämen pur.

Helena würde von jetzt an für alle immer nur das Mädchen sein, das a) auf jeden miesen Trick reinfiel und b) bereit war, sich für einen Typen auszuziehen, den sie kaum kannte. Ihr